DER PARATEXT DES BIOGRAFISCHEN INTERVIEWS

Frank Berzbach

Heinz Bude (1990) hat darauf hingewiesen, dass die Anfangssequenz eines transkribierten biografischen Interviews bereits viel über die Lebenskonstruktion eines Probanden sagt. Eine solche Eingangssequenz ist zwar der Anfang eines Textes, aber sie ist nicht der Anfang des Forschungs- oder Erkenntnisprozesses. Bevor der Forscher nämlich mit dem Interviewtranskript konfrontiert ist, hat er einen ganz anderen Text zu lesen. Und dieser Text entsteht auf dem Weg ins Feld, also vor dem Einschalten des Aufnahmegerätes. Die empirische Grundlage für die hier präsentierten Einblicke in »Paratexte« sind drei Forschungsreisen, die der Autor in den Jahren 2005 und 2006 im Rahmen einer Langzeituntersuchung zum Thema »Bildung im Lebenslauf« der Goethe-Universität Frankfurt geführt hat. Der Essay wirft Fragen auf, die die Biografieforschung eines Tages zu Ende denken könnte.

Der Feldzugang selbst generiert einen Text, der als Paratext zum sehr viel später entstehenden Transkript gelesen werden kann. Paratexte sind Kommentartexte zum eigentlichen Text. Sie sind Lektüre steuernd, sie liefern Vorinformationen, sie haben eine Schmuckfunktion und sie manipulieren die Wahrnehmung. Der Begriff stammt aus der Literaturwissenschaft (vgl. Genette 1992; Moenninghoff 1996). Zum Paratext werden gezählt: die Gestaltung von Titelbild und Seitenlayout, Vorwort, Klappentext, Werbetext, Waschzettel, Rezension, das Image des Verlages, Äußerungen des Autors usw. Diese Begleittexte führen ein Eigenleben. Auch das biografische Interview hat einen Paratext: Dazu zählt eigentlich alles, was vor dem Einschalten des Aufnahmegerätes geschieht, also Vorbereitung, Kontaktaufnahme, Leitfaden, Anreise, Eindrücke usw. – also der Feldzugang. Und es lässt sich fragen: *Was sagt der Feldzugang über den Forschungsgegenstand?*

Im Rahmen meiner drei Forschungsreisen in eine süddeutsche Metropole, die hier der Einfachheit halber »München« genannt werden soll, habe ich 13 biografisch-episodische Interviews mit Menschen geführt, die vor 24 Jahren bereits von Jochen Kade interviewt worden sind. Den Zugangsweg (vgl. dazu auch Wolff 2004) bis zum Einschalten des Aufnahmegerätes unterteile ich in fünf Stationen. Der Einblick soll zeigen, wie die Recherche ein Eigenleben entwickelt, wie die nicht antizipierbaren Randbedingungen auf die Forschung Einfluss nehmen und wie dieser Paratext den Forschungsgegenstand mitformt. Aus Datenschutzgründen sind die Beispiele verfremdet, aber nur wie Vladimir Nabokov es in seinen autobiografischen Romanen tat: Das Geschilderte entspricht der Wahrheit, lässt aber keinen Rückschluss auf die Realität zu.

1. Die erste Station hat A6-Format und ist 24 Jahre alt: Karteikarten aus dem Archiv Kade, auf denen facts & fiction aus der ersten Interviewwelle notiert sind. In einer manchmal lesbaren Handschrift sind Beruf, Alter, Name, Geschlecht, Eindrücke, Verweise, einige andere Infos und Ideen in rudimentärer Weise notiert. Schon diese Karteikarten entziffert man nicht in objektiver Lesart, sondern hermeneutisch. Sie sind nicht nur Datenträger, sondern auch Dokument. Der Umgang mit diesen Karten bringt mich in die Rolle eines Historikers, der vergangene Forschungen bezeugende Dokumente auswertet. In den zugehörigen Hängeordnern finden sich zahlreiche weitere Notizen. Auf der Grundlage der Karteikarten entstehen Tabellen mit den Personendaten, also alter Adresse oder Teilen der Adresse, Lebensalter usw. Auf diesem Weg entsteht die Roadmap für den anlaufenden Forschungsprozess. Von der Auswertung der 80 Karteikarten, also den zur Verfügung stehenden Daten, hängt ab, welche Forschungsfragen gestellt werden können und ob die empirische Grundlage zur Beantwortung ausreichen könnte.

2. Die zweite Station ist virtuell. Zur Aktualisierung alter, teils unvollständiger Adressen bieten sich das Online-Telefonbuch und gängige Suchmaschinen an. (Was wäre dazu heute überhaupt eine finanzierbare Alternative?) In München finden sich 223 Einträge unter dem Namen »Christl Huber«, die Selektion so vieler Einträge übersteigt die zeitlichen Ressourcen der Untersuchung. Für andere Namen finden sich gar keine Einträge. Die bundesweite Suche bringt 900 km entfernte Treffer, und auch hier entscheiden die Reisekosten über die Möglichkeit und Unmöglichkeit eines Interviews, welches außerhalb des regional umgrenzten Forschungsfeldes liegt. Ein selteneres Phänomen stellen Namen dar, die bei den Suchmaschinen keine Treffer erzeugen. Personen, die weder über Suchmaschinen noch über das Online-Telefonbuch recherchierbar sind, existieren für die Forschung nicht. (Große quantitative Erhebungen, die über Zufallsgeneratoren und die Einwohnermeldeämter Probanden auswählen, stellen eine Ausnahme dar

http://www.diezeitschrift.de/22008/biografieforschung-01.pdf

und sind finanziell anders ausgestattet.) Aber besonders Langzeitstudien, deren Probanden nach langer Zeit wieder aufgefunden werden müssen, stehen vor großen Problemen. Hinzu kommt, dass die Internetpräsenz milieu- und altersabhängig ist, die Gesellschaft ist »digital gespalten«. Einer der manchmal über 1.000 Treffer der Suchmaschine wird Auskunft geben über die Anschrift oder die E-Mail-Adresse des Probanden. Das systematische Verfolgen der Links allerdings bietet noch mehr, im Internet sind inzwischen ganze virtuelle Biografien nachlesbar.

Der Proband ist im Schach-Verein und engagiert sich in einer evangelischen Kirchengemeinde. Der »Tag der offenen Tür« des Arbeitgebers ist dokumentiert, auf den Fotos sind auch seine Kinder zu sehen. Seine Tochter trägt ein Greenpeace-T-Shirt. Es findet sich, auf der Website der Regionalpresse, ein Leserbrief, in dem der Proband gegen die Schließung des Schwimmbades argumentiert. Schon diese Informationen formen sich zu einer kleinen biografischen Geschichte.
Der Name eines anderen Probanden führt auf eine Website, auf der sich die Sammler alter Tonband-Aufnahmegeräte organisieren und austauschen. Ein anderer Link führt zu einer Spezialseite, auf der nur Menschen schreiben, deren Katze gerade verstorben ist: www.katzentrauer.de. Ein Proband mit bürgerlichem Beruf findet sich auf einer Website, auf der nur Bücher über Gewalt, Sadismus und Sado-Masochismus besprochen und gehandelt werden. Dort werden erstaunlicherweise keine Nicknames verwendet – ist auch das vielleicht schon ein masochistisches Element? Mit welchen Erwartungen (und Ängsten) geht der Forscher zu einem Interview, zu dem er dieses Vorwissen mitbringt?
Andere Links zeigen, wo überall in Deutschland eine Probandin Seminare zum Thema Lachjoga anbietet (was immer das auch ist) und dass sie im Netzwerk einer kleinen Weiterbildungssekte mitmischt. Eine andere Probandin hat sich nach einer gewissen Karrierestufe einfach umbenannt. Auf alten Buchcovern und unter alten Texten steht noch der Vorname »Christl«. Auf neuen Buchtiteln, die in renommierteren Verlagen erscheinen, und auf der repräsentativen Website heißt es aber nun »Christina« – das klingt natürlich urbaner. Allein durch die Internetrecherche wird das Jahr der Selbstumbenennung und des Karrieresprungs genau datierbar. Das alles war also nicht Ziel der Suche, aber das alles wurde gefunden.

»Er wollte eine Adresse suchen und hat eine Biografie gefunden.«

Für den Biografieforscher ist die Situation neu. Er wollte eine Adresse suchen und hat eine ganze virtuelle Biografie gefunden. Diese Biografie selbst ist eine web-basierte Lebensgeschichte, mit vielen Lücken, Rätseln, Offenheiten und auch Inszenierungsmöglichkeiten des Probanden. In *Weblogs* führen viele Menschen inzwischen öffentlich Tagebuch, manche senden Reiseberichte, Musikkritiken oder einfach Nonsens als *Podcast* – im Audio- oder Videoformat. Die Internet-Story einer Person – bzw. eines Personennamens – provoziert zwar geradezu Deutungen, sie liegt aber nur als virtuelles, also flüchtiges Material vor. Sie ist auch nur schwer in einem Fließtext fixierbar.
Dies ermöglicht – manchmal erzwingt es sogar – ein ganz neues Vorwissen über die Probanden. Und es ist damit zu rechnen, dass auch der Proband die virtuelle, berufsbiografische und private Geschichte des Forschers kennt. Der Biografieforscher muss sich auf eine neue Art der Begegnung mit dem Probanden einstellen. Damit liegt der Biografieforschung ein ganz neuer Datentyp vor, mit dem sie (noch) nicht umzugehen weiß. Die Daten sind jedenfalls vorhanden und sie sprechen. Sie erzeugen ein Vorwissen, dass man nicht vergessen, aber auch nicht einfach in die Untersuchung einbauen kann. Die neuen technischen Recherchemöglichkeiten erinnern an eine milde Version der Rasterfahndung. Es ist, als agiere der Biografieforscher ungewollt als Privatdetektiv – aber wer hat ihn beauftragt?

3. Schneckenpost und Telefon bilden die dritte Station des Feldzugangs. Von 80 gesuchten Personen wurden 50 gefunden, bei 25 Personen ist unsicher, ob es nur eine Namensgleichheit ist. Mit einem besonderen Anschreiben muss dies herausgefunden werden. Schon am zweiten Tag nach Absenden der Interviewanfrage ist mit Anrufen zu rechnen. Eine Probandin sagt am Telefon: »Grüß Gott, ich bin es nicht, mein Mann auch nicht und wir werden auch nichts kaufen. Ade.« Nicht alle Menschen sind freundlich. Oder eine Dame ruft an und gibt zu, es nicht zu sein, sie würde aber sehr gerne interviewt werden. (Es ist möglich, dass auch diese falschen Probanden Informationen über den Forscher aus dem Internet haben.) Auch verwickelte Fälle treten auf. Eine Anruferin sagt, ihr Mann habe den Namen und auch den Beruf der gesuchten Person. Er selbst sei sich aber nicht sicher, ob er interviewt worden ist oder nicht. In dem entsprechenden Zeitraum habe er allerdings nicht in München gelebt und sei auch dort nicht gewesen. Jedenfalls sei er es nicht – sagt seine Frau. Die Lektüre neuer Literatur zur Funktionsweise des Gedächtnisses verdeutlicht, wie ungenau Menschen sich erinnern (vgl. Markowitsch/Welzer 2005; Welzer 2005). Warum ruft der Proband nicht selbst an, warum erzählt die Ehefrau eine lange, widersprüchliche Geschichte?

Andere Erfahrungen verändern den Blick auf Biografien. Auf die Interviewanfragen in Langzeituntersuchungen kommen auch Antworten, die vom Tod erzählen. Ein Witwer bittet um das Zusenden des alten Interviews, als Erinnerung an seine mit 48 Jahren verstorbene Frau. Der Biografieforscher wird mit dem Tod konfrontiert, ein zweites Interview wird es nicht für alle Probanden geben. (Beim Planen einer Langzeituntersuchung darf nicht einmal der Forscher selbst davon ausgehen, dass er bis zur zweiten oder dritten Interviewwelle »überlebt«.) Die

Verstorbenen sind schlechte Textproduzenten, ihr Tod ist nicht transkribierbar – die autobiografische Erzählstimme verstummt; sie weicht externen, biografischen Stimmen. Dieser Schatten verändert die Lichtverhältnisse des ersten Interviews. Der Tod dringt in die Biografien ein, er wird Teil des Lebens. Das sind, angesichts philosophischer Äußerungen von Kierkegaard, Jaspers, Heidegger oder Sartre, keine Neuigkeiten. Aber das Phänomen gewinnt eine andere Intensität, wenn es von der Abstraktion zurückkehrt zur konkreten Lebensgeschichte, die untersucht werden soll. Man will das gar nicht untersuchen, aber es taucht auf, mit großem emotionalem Gewicht. Leben ist immer lebensgefährlich – auch für diese Fälle führt man ein Forschungstagebuch.

4. Die vierte Station des Feldzugangs ist beweglich und wetterfühlig. Die klimatischen Verhältnisse sind zwar über die Wettervorhersage zugänglich, allerdings hilft das bei längerfristigen Reiseplanungen nur wenig. Am Tag meiner Ankunft in München ist so viel Schnee gefallen, dass Busse, S- und U-Bahnen nicht fahren können. Und der Schnee bleibt einfach liegen, vier Tage lang. Das Betreten einer schicken Unternehmensberatung verbietet das Tragen von Wanderstiefeln.
Die vorangegangene Forschungsreise fand an den drei Tagen statt, an denen es in München im Sommer 2005 ca. 38°C heiß war. Das Anbieten eines Glases Wasser während eines dreistündigen Interviews ist leider keine Selbstverständlichkeit. Und die Abwesenheit von Gastfreundschaft beeinflusst unter diesen Bedingungen, ob bewusst oder unbewusst, die Interviewlänge. Erst die dritte Reise zeigt mir die Stadt und die Probanden so, wie sie ohne Wetterextreme eigentlich sind.

5. Die fünfte Station: die Zieladresse. Der Blick auf das Wohnhaus spricht Bände. Reiche oder nicht-reiche Bewohner, mit oder ohne Oberschichten- oder Unterschichtenhunden, mit oder ohne Zigarettenrauch, mit oder ohne laufenden Fernseher im Wohnzimmer. Das alles erzählt Geschichten, auch biografische. Eine Person öffnet die Türe, wirkt vorbreitet oder überrumpelt, trägt teure oder billige Kleidung, spricht distinguiert oder nicht, wirkt offen oder skeptisch. Einen Kettenraucher stört, dass ich nicht rauche. (Im Interview später wird er von einer Krebserkrankung in den 1980er Jahren berichten.) Ein sehr alter Herr kommt mir im Flur mit einem Glas Weißbier entgegen, es ist zehn Uhr am Morgen. Regionalkolorit oder Alkoholismus? Das Telefon klingelt kein Mal oder 14 Mal – vor dem Interview. Sie hören, wie der Proband telefoniert: privat oder beruflich; forsch, liebevoll, devot oder aggressiv. Eine ältere Dame hat mir ein ganzes Frühstück gemacht, mit Butterbrezeln, und sagt: »Damit Sie sehen, wie wir hier so leben«. (Ich muss aber kein Bier dazu trinken, wie ihr Mann.) Das Warming-Up bis zum Einschalten der Aufnahmetaste kann lange dauern und hält viele Eindrücke bereit. Auch Themen und Sätze, die ich gerne auf Band hätte.

Alle diese (Vor-)Erfahrungen sagen etwas: über den Gegenstand, über den Forscher selbst, über das Forschungsprojekt, über die Probanden und über die vergangene Zeit. Der Forschungsgegenstand entsteht als Konstruktion des Forschers. Diese Konstruktion schließt einerseits an Forschungsfragen an, andererseits prägen aber auch eigene biografische Erfahrungen – und dazu gehört in zeitlicher, sozialer und sachlicher Nähe der Feldzugang – das, was untersucht werden soll. Es ist nicht auszuschließen, dass die so entstehenden Erwartungen an Probanden die Erzeugung des empirischen Materials mitprägen. Gerade im Hinblick auf Langzeituntersuchungen betritt der Forscher ab der zweiten Erhebungswelle ein bereits betretenes Forschungsfeld. Das Aufnahmegerät ist noch gar nicht gelaufen, das Gedächtnis hat aber schon viel gespeichert – und viel vergessen. Paratexte sind Lektüre steuernd, das Forschungstagbuch wird damit gefüllt. Am Ende ist dieser Paratext viel länger als das Interview-Transkript.

Literatur

Bude, H. (1990): Was sagt der Anfang eines offenen Interviews über die Lebenskonstruktion einer Rheumakranken? In: Jüttemann, G. (Hrsg.): Komparative Kasuistik. Heidelberg, S. 218–226

Genette, G. (1992): Paratext. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Frankfurt a.M.

Grotlüschen, A./Brauchle, B. (2004): Bildung als Brücke für Benachteiligte. Hamburger Ansätze zur Überwindung digitaler Spaltung. Münster

Markowitsch, H. J./Welzer, H. (2005): Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen biosozialer Entwicklung. Stuttgart

Moenninghoff, B. (1996): Paratexte. In: Arnold, H. L./Detering, H. (Hrsg.): Grundzüge der Literaturwissenschaft. München, S. 349–356

Welzer, H. (2005): Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München

Wolff, S. (2004): Wege ins Feld und ihre Varianten. In: Flick, U./Kardorff, E./Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 4. Aufl. Reinbek, S. 334–348

Abstract
Der Beitrag profiliert all das, was der Biografieforscher während des Feldzugangs über seine Interviewpartner gewollt oder ungewollt erfährt, als »Paratext«, der zur Konstruktion des Forschungsgegenstandes beiträgt. Damit wird ein Begriff, der sonst in der Literaturwissenschaft beheimatet ist, in die Biografieforschung getragen.

Dr. Frank Berzbach ist Erziehungswissenschaftler und Dozent an der *ecosign-Akademie für Gestaltung* in Köln.

Kontakt: f.berzbach@t-online.de